

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt**

30 (14.4.1848)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 14. April 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandeker.

Nro. 30.

## Der Cypressenzweig.

(Historische Novelle.)

Die Glocke der prächtigen Friedrichskirche tönte durch die in tiefes, winterliches Dunkel gehüllte Stadt, und der fast bis zum Dikan gefeigerte Sturm jagte dicke Schneemassen durch die öden Straßen Kopenhagens, wo sonst das Leben in unaufhörlichen Strömungen kreist. Es war die schönste Stunde, und noch immer vermochte Stephanie nicht ihren düstern Träumereien sich zu entziehen. — Mit dem letzten Schlage der Glocke schien es ihr, als fülle das hohe, weite Gemach sich mit allerlei wunderlichen Gebilden und Luftgestalten, daß ein unheimliches Graufen sie erfaßte, und mechanisch, wie um sie abzuwehren, streckte sie die Hand aus und berührte dabei die Blumen, mit denen sie diesen Abend sich schmücken sollte. Wie aber erschrak sie, als sie statt der vollen, blühenden Tentisfolie einen Cypressenzweig erfaßt hatte. „Die Blume des Todes!“ rief Stephanie schauernd, „die überall sich durch den feischen, duftenden Kranz des Lebens schlängelt und nur zu oft mit eisigem Hauch die Blüten unserer Hoffnung zerstört! Sie kommt aus der verhassten Hand der Königin Mutter,“ ein tiefer Seufzer entrang sich der gepreßten Brust. „Von dort kann nur Verrath und Tod kommen,“ fuhr sie unwillkürlich in ihrem Selbstgespräch fort, „ach! auch Dir, mein Edmund, das sagt meine bange Ahnung, steht eine verhängnißvolle Zukunft bevor. Wie sie schrecklich ist, diese Marie Juliel die mit ihrem langsam verzehrenden Gifte den klaren, starken Geist des armen Christlan verlor und in ihrer häßlichen Ecke nicht nachlassen wird, bis sie auch die junge liebenswürdige Königin Mathilde herabgezogen und gestürzt hat. Jetzt freilich noch beschützt dich herrliche Frau die ungeschwächte Macht Struenssee — jetzt noch fliehet unter dieser schirmenden Regide dein süßes Blumenleben sanft dahin, jetzt noch blühet unter seiner Regierung Glück und Wohlstand in Dänemark, — aber wenige Tage vielleicht und Marie Juliel, die schon einmal mit eisernem Scepter das Reich regierte, schwingt abermals die verheerende Fackel über das unglückliche Dänemark.“

Ziemlich geräuschvoll öffnete sich jetzt die Thür eines Seitengewaches und die Generalin von Thott trat angekleidet in das Zimmer ihrer Nichte, fast so violett vor innerm Zorn, als die Sammetrobe, die ihre fast über das Maas hohe und hagere Gestalt umstieß. Sie war die Schwester des Grafen von Ranzau Aschberg, ehemaligen Ministers Christian VII., der, verdrängt durch den Grafen Struenssee, sich auf seine Güter zurückgezogen hatte. Die verwitwete Königin Marie Juliel hatte ihm jedoch vorgespiegelt: der König und das Reich sei durch die unumschränkte Gewalt des Grafen Struenssee in Gefahr, und ihn auf diese Weise an den Hof gezogen, um ihn für ihre scheinbar gute Sache zu gewinnen. Durch die schändlichsten Intriguen, durch die unerschütterlichste Beharrlichkeit, mit der sie ihre Pläne verfolgte, war es ihr endlich gelungen, dieses, seinem Könige und Vaterlande treu ergebene Herz, zu einer geheimen Verschwörung gegen Struenssee, den Freund und Günstling Christian VIII. zu bewegen, und ganz unerwartet sah man im Winter 1771 den überall so geliebten und geehrten Grafen

Ranzau wieder in den Zirkeln der Hauptstadt erscheinen, um — wie man glaubte — seine Tochter, die junge, schöne Gräfin Stephanie, an der Seite seiner Schwester, der Generalin von Thott in die Welt einzuführen.

„Die ersten Wagen,“ rief diese entrüstet, als sie in das Zimmer ihrer Nichte eingetreten war, „sind schon vorüber, man versammelt sich bereits in der Christiansburg, und ich, deren Gracilitäde Du kennst, muß mit Befremden sehen, daß Du an Gott weiß was, nur nicht daran gedacht hast, Dich zur gehörigen Zeit ankleiden zu lassen.“ Zornergläht zog sie die Klingel, und als auf das ungewohnte Sturmgeläut die erschrockene Kammerfrau erschien, überließ sich Stephanie in sanfter Gelassenheit deren geschäftigen Händen. Den rechten Fächer in ununterbrochener Bewegung, assistirte aus einem herbegezogenen Armsessel Frau von Thott der Kammerfrau. Als die Toilette eben so geschmackvoll, als den strengen Anforderungen der Mode entsprechend, beendet war, Stephanie aber die Blumen zu vergessen schien, die aus einer schön geformten Vase ihr feines Aroma im Zimmer verbreiteten, fragte die Generalin ihre Nichte mit Bitterkeit: „Ist es Absicht oder Zerstreung, daß Du mit dem Geschenk der Königin Marie Juliel, welches Graf Holke Dir heute überbracht hat, Dich nicht schmücken willst?“

„Reines von beiden, liebe Tante,“ erwiderte schmerzlich bewegt die junge Gräfin, und über ihre lieblichen Züge glitt ein Schatten tiefer Schwermuth; „mögen Sie es Aberglauben oder Thorheit nennen, gleich viel, aber es ist mir ein schrecklicher Gedanke, diese Blumen zu tragen, in deren Mitte ein Cypressenzweig gestochen war.“

„Kückeren,“ erwiderte Frau von Thott sich erhebend, „ich hätte Dich für verständiger gehalten, und sollte meinen, daß ein so hultvolles Geschenk der hohen Frau, durch die Hand der Liebe Dir überreicht, Vedenken solcher Art nicht zulasse. Die Blumen mußt Du anlegen, fügte mit flammendem Gesicht die Generalin hinzu, „es wäre eine Beleidigung für die Königin, und eine Kränkung für den armen Grafen Holke, der sich für eine Undankbare in treuer, warmer Liebe verzehret.“

„Lassen wir das für immer ruhen, liebe Tante,“ entgegnete Stephanie mit dem Wohlklang ihrer sanften Stimme. „Sie wissen, Graf Holke flücht mir ungeachtet seiner feinen, geschmeidigen Formen, nur Furcht, ich möchte sagen Grauen, ein; Neigung könnte ich nimmer für ihn fassen.“

Mit innerem Widerstreben hatte Stephanie sich mit den Blumen geschmückt, als auch schon ein Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei und Se. Excellenz die Damen erwarte.

In den Sälen der Christiansburg wogte es hin und her, die Cour bei der Königin Karoline Mathilde, der ein Ball folgen sollte, hatte bereits ihren Anfang genommen, als der Graf Ranzau mit seiner Tochter und Schwester die schimmernden Räume betrat, in denen wahrer und falscher Ruhm, Verdienst und Aischerei, Biederkeit und Scheinheiligkeit, vor Allen aber großer Glanz in buntem Gemisch sich nebeneinander bewegte, während Gold, Juwelen, Orden, künstliche und natürliche Blumen, von hohen Spiegeln vielfach zurück-

gestrahlt, ein wahres Lichtmeer bildeten. Die Königin Mutter, Rache im Herzen und über ihren Plänen brütend, sah man mit dem süßesten Lächeln, das ihrem stark markirten, starren Antlitz zu Gebote stand, an der Seite der jungen Kdalgin Mathilde, über deren edle, schöne Züge der Ausdruck stiller, rührender Melancholie gegossen war. Die schaffende Natur hatte den ganzen Zauber der Schönheit und Anmuth in ihre holde Persönlichkeit gelegt, und nur wer den Neid und die maßlose Herrschsucht Marie Julies, Gemahlin des verstorbenen Kdalg Friedrichs V. kannte, vermochte sich den Haß zu erklären, mit dem sie die holde, liebenswürdige Fürstin verfolgte. Mit glühendem Verlangen strebte sie an deren Stelle zu glänzen und die Zügel der Regierung den Händen des Grafen Struensee, des ersten Ministers und Günstlings ihres Stiefsohnes Christian VII. zu entreißen, und über den Verrath hinwegschreitend, wo möglich ihrem eigenen Sohn, dem Prinzen Friedrich, das Diadem auf die Stirn zu krönen. Als Mathilde so eben einige huldvolle Worte an den Grafen Ranzau und seine Begleiterinnen gerichtet hatte, erschien Struensee in der Nähe der Kdalgin, und den fragenden Blick derselben verstehend, sprach er, sich ehrfurchtsvoll verbeugend:

„E. Majestät der Kdalg befiadet sich heute so wohl, daß er hier zu erscheinen gedenkt.“

„Diese Freude verdanken wir Ihrer Sorgfalt und Pflege, mein lieber Graf,“ erwiderte mit bezaubernder Freundlichkeit die reizende Fürstin, und sanft erwidend schlug sie das schöne Auge nieder, als sie dem lauernden Schlangenblick ihrer Schwägermutter begegnete. — In diesem Augenblicke öffneten sich die hohen Flügelthüren des Saales, und auf den Arm des Grafen Brandt gelehnt, trat der unglückliche König ein, dessen bleiche Leidensgestalt jedes Herz mit tiefem, innigem Mitleid erfüllte. Seine abgespannten Züge belebten sich ein wenig, als seine Gemahlin sich ihm näherte und nach freundlicher Begrüßung ihn zu den Sitzen geleitete, die im Hintergrunde des Saales für den Hof bestimmt waren. Mit dem Ausdruck sichtbarer Abneigung und langer Schen blickte er auf seine Stiefmutter, und zwischen beiden Königinnen Platz nehmend, hörte er ängstlich und besangen durch der Letztern Nähe, nur halb auf die Lobeserhebungen, die sie dem Grafen Struensee über die Gesundheit und das Aussehen ihres Sohnes erteilte.

Als der Tanz begonnen hatte, und die Aufmerksamkeit der Anwesenden fast ausschließlich diesem Vergnügen angewendet war, rief ein Wink der Kdalgin Mutter die Generalin Thott an ihre Seite, die sie huldvoll lächelnd fragte, ob der arme Graf Holke noch immer vergebens suche, ob ihr Scharfsinn noch immer keine Mittel aufgefunden habe, den Eigensinn ihrer spröden Nichte zu brechen?

„Ew. Majestät,“ erwiderte die Generalin unterthänig, „verschweiden, fürchte ich, umsonst so viel Gnade an meine Nichte, die zu meinem Leidwesen eine ernsthafte Neigung zum Grafen Brandt gefaßt zu haben scheint.“

„Also deshalb die entschiedene Abneigung gegen Holke,“ entgegnete bitter Marie Julie, und mit leiserer Stimme als zuvor setzte sie hinzu: „nun wir werden Sorge tragen, diesen Nebenbuhler unschädlich zu machen.“ Ein Blick, in dem glühender Rachedurst funkelte, verfolgte das liebende Paar, das so eben, beseligt vom Glück des Augenblicks, im Tanze an derjenigen vorüberschwebte, die es auf ewig zu trennen beschloß.

Der Kdalg, der still und in sich versunken, wenig Theilnahme zeigte, wechselte nur hin und wieder einige Worte mit Struensee, der hinter seinem Lehnsessel stand und von da aus den ganzen Saal übersehen konnte. Sein großes,

geistvolles Auge hing mit stillem Entzücken an den anmuthsvollen Bewegungen Mathildens, die an der Hand ihres Schwagers, des jungen Prinzen Friedrich, in unbefangener Heiterkeit das Vergnügen des Tanzes genoß.

Obgleich geblendet von dem Glück, das ihn so rasch zu schwindelnder Höhe erhob, erkannte Struensee, bei seinem scharfen, durchdringenden Verstande die Gefahr sehr wohl, von der er, trotz seiner augenblicklich unbefchränkten Macht, bedroht wurde. Vielleicht hätte er der innern Stimme, vielleicht der Warung seiner Freunde gefolgt, und freiwillig einen Platz verlassen, der ihn, als Ausländer und Günstling des Kdalg, zum Gegenstand des Hasses und der Verfolgung derjenigen machte, die sich durch seinen Geist verdunkelt, und in ihrer Macht beschränkt fühlten, wenn nicht die Ueberzeugung, daß alsdann Marie Julie eine gränzenlose Despotie über den schwachen, unglücklichen Kdalg und dessen Gemahlin zum Verbrechen der letztern ausüben würde, ihn von diesem Schritt zurückgehalten hätte.

Diese Ueberzeugung wirkte entscheidend, und Struensee faßte den Entschluß, den Stürmen der Gegenwart und Zukunft Trost zu bieten. Sein stiller, unbefangener Geist übernahm nicht, daß der Kampf mit seinen Feinden, ein Kampf auf Leben und Tod sei, und während er seinen Gegnern Stolz und Verachtung entgegen setzte, schmerzte es ihn tief, daß der edle, treffliche Ranzau, der Freund seines Vaters, auf der Seite seiner Widersacher zu stehen schien. Mit wahrhaft kindlicher Verehrung war er dem würdigen Greise ergeben, und hatte auch die Zügel der Regierung, die früher dessen Hand gehalten, jetzt der jugendliche Minister mit Kraft und Feuer erfaßt, so glaubte er doch in dem rechtlichen Bestreben für des Volkes Wohlfahrt, seinem Vorgänger keinen Grund zur Verfolgung gegeben zu haben.

Eine Pause war eingetreten, und dem freundlichen Wink der Kdalgin Mathilde folgend, näherte sich Stephanie der hohen Frau, die, in lebhafter Unterhaltung begriffen, sich mit dem Prinzen Friedrich über die Vertheilung der Rollen zu dem nächst-bevorstehenden Maskenfeste nicht einlassen konnte.

„Gratia Ranzau,“ rief er voll jugendlicher Ungebild, die Kdalgin unterbrechend, „mag hier die Sitze des Despoten übernehmen, und uns sagen, ob der Graf Struensee sich besser eigne, Richard Löwenherz oder Ritter Bayard vorzustellen.“

„Da Ew. Hoheit geruhen, mir die Gabe der Prophetie zu bezumeßen,“ erwiderte auf den Scherz eingehend, die holde Stephanie, „so möchte auch ich, ohne die Kraft des delyphischen Dreifußes zu besitzen, behaupten, daß der Ritter ohne Furcht und Tadel in dem Grafen den würdigsten Repräsentanten gefunden hat.“

„Der Meinung bin ich auch,“ rief hier die muntere Frau von Gohler, erste Hofdame der Königin Mathilde, „und ob ich zwar an einen Ritter ohne Furcht, aber nicht ohne Tadel glaube,“ setzte sie muthwillig scherzend hinzu, „so bin ich doch ganz überzeugt, daß uns Graf Struensee für das glorreiche Original die gelungenste Copie zu geben im Stande sei.“

„Das, meine Gnädige,“ nahm Graf Holke mit hochfahrem Lächeln das Wort, wozu er zu bestreiten, da E. Excellenz mehr zum Herrschen, als zu ritterlichen Thaten geboren zu seyn scheint und ihm deshalb die Rolle eines Plantagenet angemessener seyn dürfte.“

„Sie scheinen geneigt, den Streik auf ein fremdes Feld führen zu wollen, Graf Holke,“ lächelte Frau von Gohler mit seiner Fronte, „aber ich rath Ihnen, die Lanze zu setzen, denn die Kühnheit, dem Tribunal der Frauen offen

gehbe zu erklären, ist noch immer mit schimpflicher Niederlage bestraft worden.“ (Fortsetzung folgt.)

## Deutschamerikanisches Ansiedlerleben.

(Schluß.)

Wenn wir Lebensmittel nöthig haben, so gehen unserer zwei oder drei in die Stadt (6 Meilen) und holen welche mit Körben oder Stangen, sowie es überhaupt hier Sitte ist, daß die Männer ihren Frauen Alles holen müssen. So war ich in Buffalo (50,000 Einwohner) bei einem Advokaten des Abends zu Thee geladen; als ich dort ankam war die Wirthin abwesend und es fehlte an Milch, da nahm er selbst den Topf und ging zehn Minuten weit um dieselbe zu holen. Diesem Thee folgten übrigens als Beilage noch Hammelsbraten, Salat, Rettig, Butterbrot, Ananas, Kaffee, Eier und Schinken; so ist überhaupt größtentheils das Nachtmahl der Amerikaner bestellt. Was hier gezogen wird, ist hauptsächlich Weizen, Weiskorn, Hafer und Kartoffeln. Die Obstzucht ist noch ziemlich zurück, indem die Leute noch zu viel mit dem Ackerbau zu thun haben. Mein Land ist wunderschön gelegen, ein herrlicher Bach mit dem besten Wasser durchschnitten daselbst und etwa 30 Schritte vom Wasser baute ich mein Haus. Wilde Tauben, Hühner, Enten und Hirsche giebt es in unzähliger Menge. Selten vergeht ein Tag, an welchem wir nicht derlei essen; denn wenn man des Morgens auf die Arbeit geht, so hängt man das Gewehr auf den Rücken und ohne nur vom Berge abzugehen, trägt man des Abends einige Stüd nach Hause. Die wilden Hühner sind so groß wie die zahmen, aber zarter und haben kreideweisses Fleisch, ebenso die Tauben und Enten. Hirsche haben wir bis jetzt noch nicht geschossen, kauft man aber von den Jähdauern spottwohlfeil: ein Schälzel kostet 3 Schilling (53 Kr.) und wiegt oft ungefähr 12 Pfund. Ist einmal unsere Arbeit einigermaßen besetzt und haben wir mehr freie Zeit, so schleichen wir selbst; ich sprach zwei Stedler, 50 Meilen von uns, die im verflossenen Winter 52 Stück schossen. Rindfleisch kostet pr. Pfd. 5 Cts. (7 1/2 Kr.), Schinken gedbrt 8 Cts. (12 Kr.), Wehl 200 Pfd. 5 Doll. (12 1/2 fl.), ich kaufte sogar vor drei Wochen zu 4 1/2 Doll. Brodbackt ich hier jeder selbst vom feinsten Weizenmehl, Kornmehl ist selten zu haben. Kaffee kostet 8—10 Cts. (12—15 Kr.), Zucker, Melis 14 Cts. (21 Kr.), Farin 8—10 Cts. Nächtes Frühjahr aber fabricire ich meinen Zucker selbst, indem Tausende von Zuckerbäumen auf meinem Lande stehen. Ich habe Leute gesprochen, die sich schon über 2000 Pfund Zucker in einem Frühjahr machten. Nur Obst wünsche ich noch zu haben und bitte Euch daher, bei nächster Gelegenheit mit einige Duzend Apfelpfropfsäcker und circa 50 Reben zu schicken aber gut verpackt, damit sie nicht so schnell absterben, und einer jeden Sorte ein Zettelchen anzuhängen mit dem entsprechenden Namen. Wilde Apfelbäume haben wir viele hier, die so voll hängen, als wären sie voll gefüllt. Weinbau fehlt noch gänzlich; wilde Reben steigt man zwar schon viele und ich glaube auch, daß die zahmen, wenn sie gehörig behandelt werden, gedeihen. Amerika ist, wie ich mich nun überzeugt habe, wirklich das Land, wo man sich bald etwas erwerben kann, aber unter beständig angestrengter Arbeit, die man nicht scheuen darf, welchen Namen sie auch habe. So habe ich als Wagner, Schreiner, Zimmermann, Metzger, Bäcker, Feisieur, Tagelöhner gearbeitet, kurz alles gethan, was mir vorkam und Geld einbrachte, denn hier arbeitet Jeder ohne Unterschied, Kentner weilen ihre Kühe selbst &c.

Die Städte sind noch ziemlich zurück, überall laufen Schweine, Kühe &c. auf den Straßen umher und der Schmutz liegt haufenweise darin. Die Eisenbahnen sind in einem

so schlechten Zustande, daß ich lieber auf dem schlechtesten Karren fahre, da man in diesen Waggons jeden Augenblick umgeworfen zu werden fürchten muß, wie es auch auf der Fahrt von Albanie nach Buffalo geschah, wo wir sogar dreimal in Gefahr schwebten verbrannt zu werden: in das Holz fielen Funken, die sich durch den Luftzug entzündeten, glücklicherweise stand ich an der Maschine und sah es früh genug. Die Wagen haben nämlich die Einrichtung, daß man von dem ersten bis zum letzten durch alle hindurch gehen kann, und so geht jeder hin, wohin er will und keine Ordnung herrscht. Bei dem Zug ist Niemand als Maschinist und Stocherer, alle halbe Stunde wird angehalten um Holz oder Wasser einzunehmen. Alle Maschinen werden hier mit Holz geheizt, da Kohlen zu theuer und Holz sehr billig ist. Die Dampfboote hingegen überrreffen an Eleganz und Bequemlichkeit die deutschen bei weitem, alle haben zwei Maschinen und kann sich nur derjenige eine richtige Vorstellung von denselben machen, der sie gesehen hat. Der Handel ist für den, der einiges Geld mitbringt, sehr gewinnreich, denn 100 pSt. werden fast bei allen Artikeln erzielt. Die Ernte ist hier reichlich ausgefallen, nur Kartoffeln sind jetzt theuer und kosten an verschiedenen Orten 50—75 Cts., während sie früher um 17 Cts. pr. Bushel zu haben waren. Weismehl, feinstes Barrel 200 Pfd. für 4 Doll., Weizen 50—70 Cts., Korn 30—50 Cts., Gerste 25—40 Cts., Weiskorn 10 bis 20 Cts., Keffel 225, feische Bohnen 125, Erbsen 100.

Ich bin mit einem jungen Böhmen so zu sagen associirt, wir übernehmen Arbeiten aller Art und stehen gegenwärtig mit einem Rheinbayer in Betreff eines Hausbaues in Unterhandlung. Werden wir einig, so wird den Winter über das Holz beschlagen und zugerichtet und im nächsten Frühjahr der Bau ausgeführt. Für unsre Nachbarn, die Bauern, schlachte ich, so oft es vorkommt, Ochsen, Kühe, Kälber, Schweine. Denn hier kommt es nicht so genau darauf an, ob das Fleisch regelrecht zerlegt ist oder nicht, wenn es nur so zugerichtet ist, daß man es kochen kann. Wir haben nun 5 Blockhäuser gebaut, aber nach deutscher Art, mit 4 Zimmern Parterre und BelEtage; wir machen Möbel, Schlitzen u. s. w., da man hier im Wald nicht mit Wagen fährt, sondern sich größtentheils der Schlitten bedient. Ich hoffe, so Gott mich gesund läßt, in 2—3 Jahren erfreuliche Nachrichten nach Vorken gelangen lassen zu können, denn an Ruth zu meinem schwereligen Vorhaben fehlt es mir nicht.“

Unser Ansiedler giebt uns ferner Bericht über eine Katastrophe, die wir zwar schon aus den nordamerikanischen Zeitungen kennen, die wir hier jedoch, weil sie ausführlicher ist, folgen lassen:

Manitouoc, den 21. November 1847.

„Heute früh zwischen 3 und 4 Uhr ereignete sich in unserer Nähe auf dem Michigansee ein schreckliches Unglück. Das Dampfboot (Propeller) Phönix verbrannte gänzlich und hatte 280—300 Personen an Bord, von denen 42, und zwar meistens Kinder und alte Leute, gerettet wurden. Unter den Passagieren waren etwa 30—40 deutsche und Amerikaner, die Uebrigen waren Holländer — Auswanderer. Augenzeugen schildern die Unglücks-scene fürchterlich. Einige erklimmten das Takelwerk, von wo sie alsbald in die Gluth fielen; Andere stürzten in die See, eine Frau, mit ihrem Kinde auf dem Arm, wollte in ein Boot springen, that einen Fehlsprung und das Kind fiel ins Boot, die Frau aber kam in den Wellen um. Sämmtliche Kajütenpassagiere, darunter mehrere junge Mädchen, welche aus einem Pensionate zurückkehrten und nur noch acht Meilen von ihrer Heimath entfernt waren, wurden Opfer des Feuers oder des Wassers.“

Nur ein Deutscher, aus der Gegend von Eöln, Kellner

Kam mit dem Leben davon. Das ganze Schiff ist bis auf die Wasserfläche verbrannt und befand sich bei Ausbruch des Feuers, nur noch 3 engl. Meilen vom Land. — Das Unglück soll durch die Nachlässigkeit des Maschinisten entstanden seyn: derselbe soll geschlafen haben und von einem Passagier auf den Wassermangel im Kessel aufmerksam gemacht worden seyn; schlaftrunken habe er geantwortet, er wolle nachsehen lassen, habe sich aber leider statt dessen wieder schlafen gelegt, während auch die Stokerer schliefen. Ein anderer Propeller der in Scheboygan lag, ging sogleich ab, allein die Entfernung (8 Meilen) war zu weit, das Feuer griff schnell um sich, um noch Hilfe und Rettung bringen zu können. Er nahm das Weal in Tau und brachte es nach Scheboygan, wo man mit Abschung der im untern Raum befindlichen Effekten beschäftigt ist.

### S u m m e r e.

Wie haben's wahrlich trefflich weit gebracht.  
Zur Strafe ward der Bürgerstand gemacht.  
Verwirrt sein Adeltum ein Edelmann,  
So wird und ist er bürgerlich fortan.

Wie kommt zu solchem Eingriff doch der Staat?  
Der Adel soll behalten was er hat;  
Und wie er seine Tugend trägt allein,  
Soll er auch seines Lasters Träger seyn.

Hat man den Pranger nur für uns erdacht?  
Das Zuchthaus nur für unser Eins gemacht?  
I nun, Herr Graf kann auch am Pranger stehn,  
Und Herr Baron kann auch ins Zuchthaus gehn.

Wie stad doch in Sibirien noch nicht,  
Wo der Verbrecher eine Nummer kriegt!  
Das Individuell' ist noch zur Zeit  
Die schäbste deutsche Eigenthümlichkeit.

Es klingt auch hübsch, historisch obendrein,  
Wenn man im Zuchthaus aufruft Groß und Klein.  
Mandibel! Schilderbanns! Lips Lullian!  
Baron von Habentz! Graf Dummerjan!

Hoffmann v. Fallersleben.

### Türkische Kopfstener.

Immer bestimere den Kopf, doch nehme, Sultan, nicht  
doppelt;  
Ist der Kasten verzoilt — gebe den Inhalt auch frei.

### Miscellen.

× Fürst Metternich bezog vom Staate nicht weniger als 98,000 fl. C. M. (245,000 Fr.) und zwar 72,000 als bloßen Gehalt, 20,000 C. M. seit dem Jahre 1829 als Personalzulage, und überdies noch 6000 fl. C. M. als Tafelgelber!

× Die meisten philosophischen Systeme könnten leicht bloß dadurch vernichtet oder unscheinbar werden, daß man ihre dunkle Sprache in klares Deutsch übersezt. Vorläufig hat die gelehrte Philosophie noch viel Hehlichkeit mit einem Gespenst; wenn man muthig und mit hellem Geist drauf los geht, ist's entweder nichts oder Trug. Ich mag keinen Namen nennen, keinen in die Ausnahme stellen; gewiß ist's aber, daß alle sogenannten Philosophen viel zu sehr am engen Schulwissen haften, als daß man glauben könnte, sie wären Meister im Betrachten, echte Ergründer der höchsten Zwecke der Menschheit, und demnach wahre Vermittler zw-

schen Wirklichkeit und Idee, welche auf ihrem heiligsten Gipfel den erklärten und verkärten Gott trägt. Der einfache klare Verstand und das andächtig reine Gemüth, das sich fern hält von den Sätzen der politischen Theologen und den auf hohem Grund wohl zugespizten angeblichen Vernunftschlüssen der prunkenden Philosophen, haben da einen viel weiteren Blick. Religion und Philosophie sind das heiligste, innerste Eigenthum des Menschen und können nur aus seiner Eigenthümlichkeit zu thätigem Leben werden.

× Wäre uns Menschen das Lob, was Andern zufällt, nicht eben so widerlich oder doch langweilig, als das, was uns selber zufließt, uns angenehm ist, zu welcher Höhe würde die Schmeichelei steigen bei dem Erfolge, dessen sie sich schon jezt — freilich um den Preis der Lächerlichkeit und Verächtlichkeit — rühmen darf! Nur dadurch, daß er auf eine Person, welche er für sich, zehn andere gegen sich einnimmt, wird der Schmeichler in den Schranken gehalten, die er, so ausgedehnt sie seyn mögen, doch am liebsten überspränge.

× In der Ruhe, in der Stille wohnt freilich das glücklichste Leben; das kann der Mann denken, erkennen und empfinden — darf aber doch nicht darnach trachten, wenn er die Fähigkeit in sich weiß, dem Allgemeinen nutzen zu können. Wir sind nicht da, um unser Ich dem Ganzen voranzustellen; einer solchen Richtung streben Kleinmüthige, eingeengte Seelen; dem echten Manne sind Ruhe und Stille nur Erholung, um neue Kräfte zu sammeln für den Kampf mit Zuständen, die dem Glück und Heil der Menschheit überhaupt entgegenstehen.

### Maritäten-Aflein.

○ In einem Steadbriefe hinter dem aus dem Zuchthause in Bernburg entsprungenen Juden Moses Hirsch heißt es: Familienname: Hirsch, Taufname: Moses, Religion: Israelitisch etc.

○ Gute Antwort. Bei einer Schulprüfung in Erlindad vor dem Gouverneur wurde die Frage vorgelegt: „Wo war das trockene Land, ehe es zum Vorschein kam?“ — Antwort: „Unterm Wasser.“

○ Jemand hbrte, daß man in Berlin für die „Hegemonte“ schrie; er hbrte nicht recht und sagte: „Haben Sie noch immer die alte „Hegel-mante“?“

○ Eine neue Bahn ist in Berlin eröffnet worden. Der Justizrath Kneesebel fordert auf, die „Bahn des Betranens“, die der König angebahnt hat, zu betreten. Die Aktien zu dieser Bahn finden keine Abnehmer; obwohl an der Dampfkraft nicht zu zweifeln ist.

○ Folgende eben so lakonische als treffende Polemikürste den Beifall unserer Leser finden. Gottschall und Walebrode (in Königsberg) heißen die beiden Segner.

Gottschall sagt:

Walebrode

Eine Episode

In der Literatur

Nur!

Dagegen Walebrode:

Gottschall

Ein Wortschwall

In der Poesie

Wehr nie!

Ein Witzbold schlägt Beide:

Nur die

Die!